

Gregor Bähr

Chloés tödliche Kunst

Kriminalroman

© 2024 Gregor Bähr, Gaisburgstraße 29,
70182 Stuttgart, Germany.
gregor-baehr-autor.de

Umschlaggestaltung: G. Bähr
Gemäldehintergrund: Steve Johnson, pexels
Autorenfoto: Thomas Bender Fotografie
Herstellung: epubli - ein Service der neopubli GmbH,
Köpenicker Straße 154a, 10997 Berlin

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Zu diesem Buch

Wie zerstörerisch und selbstzerstörerisch sich eine bipolare Krankheit entwickeln kann, muss Chloé erleiden. Die hochtalentierete Nachwuchskünstlerin verschwindet eines Tages spurlos und mit ihr alle Bilder, die sie als Abschlussarbeit an der Kunstakademie geschaffen hat. ›Fesseln der Freiheit‹ ist der Titel des letzten, noch vorhandenen Gemäldes, das sich im Besitz ihres Ex-Liebhabers Nowak befindet. Zugleich ist der Titel des Bildes das Leitmotiv der Geschichte – einer Kriminalgeschichte um Kunst, Kokain, Mord und eine tödliche Hassliebe.

Götz Lobsam, Kriminalkommissar im Ruhestand und wegen seines ungewöhnlichen Körperbaus mit Beinamen ›der Waran‹, macht sich mit seinem Assistenten Henrik Szabo auf die Suche nach Chloé und ihren Bildern.



Gregor Bähr

wurde als Nachkriegsmodell geboren und ist aufgewachsen in wirtschaftswunderlichen Zeiten. Am altsprachlichen Gymnasium musste er sich mit Caesar und Homer herumschlagen, danach absolvierte er eine Lehre zum Offsetdrucker. Die erste Mondlandung erlebte er im Wehrdienst bei einer Sanitätseinheit. Drei Jahre nach den Studentenprotesten studierte er in Berlin Wirtschaftskommunikation und Marketing. Ein Sidestep in die Tourismusbranche führte ihn für zwei Jahre nach Südtalien. Nach seiner Rückkehr arbeitete er in mehreren Marketing-Agenturen. Im Jahr des Mauerfalls machte er sich als freier Werbetexter selbstständig und ist seit einigen Jahren als Schriftsteller tätig. Gregor Bähr wohnt und schreibt in Stuttgart.

Nach den Romanen ›Carls Verzweiflung‹ und ›Die Verleugnung‹ ist ›Chloés tödliche Kunst‹ sein drittes Werk. ›Wer hat geknallt?‹ ist eine Sammlung von Erzählungen.

GREGOR BÄHR

CHLOÉS
TÖDLICHE
KUNST



KRIMINALROMAN

Chloés tödliche Kunst

1

Der seit zwei Jahren pensionierte Kriminalkommissar Götz Lobsam hatte zu seiner aktiven Zeit die Angewohnheit, unentwegt mit seinem Füllfederhalter zu spielen, wenn er im Vernehmungsraum einem Tatverdächtigen gegenüber saß. Vermeintlich selbstvergessen bewegte er den Füller zwischen den wulstigen Fingern oder schraubte die Kappe auf und wieder zu. Oder er hielt den Füller gegen das Licht, um sich der Transparenz des leeren Tintentanks zu versichern. Bisweilen balancierte er das Schreibgerät quer über dem Handrücken und fing es im Handumdrehen blitzschnell auf, so dass es wie Zauberei wirkte. Dabei sprach er die ganze Zeit kein Wort. Je nachdem, wie verstockt er den Beschuldigten einschätzte, ging das manchmal eine halbe Stunde so. Zwischendurch blickte er kurz auf und tat überrascht, weil da noch jemand saß – der Tatverdächtige, den er selbst vorgeladen hatte.

Was wie ein Spleen wirkte, war Berechnung. Er glaubte fest daran und seine Ermittlungserfolge gaben ihm Recht: Das Hantieren mit dem Füller zermürbte die Delinquenten. Wenn Götz sie endlich aufforderte: »Na, dann erzählen sie mal«, schienen sie froh zu sein, dass sie alles rauslassen konnten.

Den Füller, ein Modell der Marke Pelikan, mit 18-Karat-Goldfeder und stets leerem Tintentank, hatte er zur Konfirmation erhalten. Nie hatte er damit geschrieben, erst recht nicht in der Schule. Damit wäre er aufgefallen. Das wollte er nicht. Der Wunsch, nicht aufzufallen, hatte ihn in der Schulzeit komplett, aber vergeblich ausgefüllt. Denn Götz war die Mensch gewordene Auffälligkeit, die ihm die Zeit der Kindheit bis ins Erwachsenenalter versaut.

Längst war er wegen dieser Besonderheit mit sich im Reinen dank Helge Fernau. Obwohl seit Jahren tot, verehrte er diesen ›Magier der menschlichen Seele‹ in seinem innersten Innern heute noch wie einen Heiligen. Helge hatte verhindert, dass aus ihm, Götz, dem körperlich Missgebildeten, auch noch ein seelischer Krüppel wurde. Stattdessen entwickelte er sich zu einem der besten Kriminalisten im weiten Umkreis. Und das nur, weil der Psychotherapeut sich von Götz den Füller jedes Mal geben ließ, wenn er ihn in Trance versetzen wollte. Aufgefordert, den schwarzgrün schillernden Schaft zwischen des Therapeuten Daumen und Zeigefinger mit den Augen zu fixieren, verfiel er regelmäßig in Hypnose. Götz lernte sozusagen in Geistesabwesenheit Schritt für Schritt den seelischen aufrechten Gang.

Auf die körperliche Gangart hatte der Seelenarzt keinen Einfluss. Die war das Ergebnis zweier erheblicher Fehlritte der Natur. Den ersten diagnostizierten die Ärzte kurz nach der Geburt als Achondroplasie,

zu deutsch: Klein- oder Zwergwuchs mit den typischen anatomischen Merkmalen: ein übergroßer Rumpf, zu großer Kopf, zu kurze Arme und Beine in Sichelform. Daraus entstand in der Folge des Laufens ein unbeholfener Watschelgang. Für die Ärzte rätselhaft war der zweite Fehltritt, der sich nach und nach entwickelte. Der kleine Götz blieb nicht klein, sondern wuchs und wuchs entgegen allen medizinischen Erwartungen der Zwergwuchs-Diagnose. Im Alter von siebzehn Jahren hatte er mitsamt seinen Disproportionen einen Meter achtzig erreicht. Er war ein Riesenzwerg geworden. Demgegenüber hatte die Gesichtspartie mit dem Wachstum nicht ganz mithalten können. Zwischen der markanten Stirnkuppel, dem faustdicken Kinn und den ausladenden Wangenpartien drängten sich Augen, Mund und Stumpfnase auf engstem Raum. Auch die Brauen folgten diesem platzsparenden Design. Sie standen eng beieinander, nur getrennt durch eine steile senkrechte Falte. Und die braunen Knopfaugen darunter waren unentwegt in Bewegung, weil der massige Schädel so rasch den wechselnden Blickrichtungen nicht folgen konnte.

Wäre er klein geblieben, wäre auch die Zielscheibe des Spotts kleiner ausgefallen. Deshalb hatte er allenthalben auszuhalten an versteckten und offenen Hänseleien. Bereits in den ersten Schuljahren erhielt er einen ständigen Begleiter, der ihm bis zum Ende seiner Polizeilaufbahn wie ein Kaugummi am Kittel klebte: seinen Spitznamen ›Waran‹.

Darunter litt er lange, weil er nicht wusste, wie er sich dagegen wehren konnte. Das hatte schlagartig ein Ende, als ihm eine Sicherung durchbrannte. Eines Tages hatte er kurzerhand den übelsten seiner Drangsalierer mit einem Schlag in eine Regenpfütze des Schulhofs gehauen. Der war so verduzt, dass er plärrend das Weite suchte. Von da an war wenigstens vor und in der Schule Ruhe. Nicht einmal einen Verweis erhielt er, wengleich die Mutter zu einem Gespräch mit dem Klassenlehrer gebeten wurde. Der war ein vernünftiger Pädagoge und gab ihr den Rat, den Sohn zum Judo zu schicken. Das hätte mindestens zwei Vorteile: Erstens, der Junge würde lernen, sich in angemessener Weise zu wehren. Zweitens würde das Training sportliche Fair- und Fitness, Geduld, innere Gelassenheit und Konzentrationsfähigkeit schulen. Das seien Fähigkeiten, die dem Jungen im weiteren Leben gewiss helfen würden.

Die Idee fanden Mutter Lobsam und Sohn Götz so gut, dass der sich mit Elan ins Judo-Training stürzte. Bald warf er reihenweise seine Gegner auf die Matte. In Rekordzeit konnte er sich mit allen möglichen Gürteln gürten, bis hin zum schwarzen des dritten Dan. Die sportlichen Erfolge verdankte er zu großen Teilen seiner ungewöhnlichen Anatomie. Die kurzen Beine und der riesige Rumpf gaben ihm einen extrem tiefen Körperschwerpunkt, so dass er von Gegnern mit vergleichbarer Körpergröße und Gewicht kaum aus den Angeln zu heben war. Außerdem überraschte er

die Kontrahenten regelmäßig mit der Schnelligkeit, wie er Griffe, Schwünge und Würfe ansetzte. So versöhnten ihn in gewisser Weise die Judo-Erfolge mit seiner Anomalie.

Einmal erklärte ihm ein aufgeweckter Sportsfreund, dass Warane ganz erstaunliche Tiere seien, die von ihren Gegnern und Opfern oft unterschätzt würden. Die könnten nämlich trotz ihrer normalerweise schwerfälligen Bewegungen aus dem Stand heraus blitzschnell zupacken und wären außerordentlich behände. Zudem verfügten Warane über einen ausgeprägten Instinkt, was bei einem Menschen mit Intelligenz gleichzusetzen sei. Das brächte ihnen in der Tierwelt viel Respekt ein. Und jeder, der sich über einen Waran lustig mache, sei entweder dumm, ungebildet oder beides. Das leuchtete Götz ein. Seitdem machte es ihm nichts mehr aus, wenn er ›der Waran‹ genannt wurde. Er lernte, ganz cool zu bleiben, wenn es einer mit dem Mobbing zu bunt trieb. Er wusste ja, dass er jedem dieser Jodler – so nannte er die armseligen Kreaturen mit ihren dümmlichen Sprüchen – jederzeit eine Lektion erteilen konnte.

Im Kindergarten war das noch anders gewesen. Götz erinnerte sich zwar nicht mehr genau, aber so recht wohl fühlte er sich nicht in seiner Haut. Er hatte ja Augen im Kopf und konnte sein Äußeres mit dem der anderen Kinder vergleichen. Obwohl die Erzieherinnen darauf achteten, dass kein Kind ausgegrenzt wurde, hockte er lieber allein in einer Ecke und spielte

mit dem grünweiß gestrichenen VW Käfer von Schuco. Das Blechauto hatte einen kleinen, blauen Stöpsel auf dem Dach und war rundum beschriftet mit POLIZEI. So hatte es ihm seine Mutter erzählt. Sie war ganz begeistert von seiner Absicht, nach der Schulzeit zur Polizei zu gehen. Und er hoffte, dass er sich, neben seinen Judo-Meriten, auch als Polizist Anerkennung und Respekt in seinem Umfeld werde verschaffen können.

Mit der Tendenz zum Einzelgänger war er kaum teamfähig. Eigentlich schlecht für den Polizeidienst. Doch wegen der guten Leistungen bei der Eingangsprüfung und in der Ausbildung ließ man ihn gewähren – wie damals im Kindergarten. Das honorierte er mit erstaunlichen Fahndungserfolgen. Früh hatte er damit begonnen, Täterprofile anhand der Tatumstände zu erstellen. Heute nennt man das Profiling. Wenn die Tatverdächtigen ihm dann gegenüber saßen, wusste er schon, wie er sie an den Haken bekam. Das Spielen mit dem Füllfederhalter war nur noch das ›Grillen‹, bis die Beschuldigten gar waren für ihr Geständnis. – So hatte er eine ehrenvolle Polizeikarriere hingelegt und sie vor zwei Jahren im Rang eines Kriminaldirektors nach 44 Dienstjahren beendet.

2

Götz stieg mühsam aus der Montagegrube. Die Überkopfschrauberei ging ihm ins Kreuz. Allerdings nahm

darauf seine sechzehn Jahre jüngere Freundin, eine Citroën DS 23 ›Déesse‹, keine Rücksicht. Sie forderte viel Zuwendung. Bisweilen war sie launisch und sprang ohne ersichtlichen Grund nicht an. War sie ihm jedoch zugetan und ließ ihn in ihrem weichen Schoß über die Straßen gleiten, entschädigte sie ihn reichlich für alle Flüche während der vielen kleinen und größeren Reparaturen.

Die Neuinstallation der Auspuffanlage schaffte er nicht ganz, weil er auf die Geburtstagsparty von diesem jungen Künstler Nowak Vogler musste. Das hatte er ihm versprochen. Deshalb bat er Henrik, der ihm geholfen hatte, die letzten Handgriffe vorzunehmen.

»Bis dann, um elf im ›Heinrich‹«, bestätigte Götz noch einmal, dass sie sich zum späten Feierabendbier im ›Eisernen Heinrich‹ treffen wollten. Das war absichtlich so arrangiert, denn damit hatte er einen Grund, sich beizeiten von der Party zu verabschieden. Ein begeisterter Party-Gänger war er nie gewesen.

Mit ölverschmiertem Blaumann setzte er sich auf den Pappkarton, den er über den Fahrersitz seines VW Golf gelegt hatte und verließ das Gelände des Oldtimer-Clubs ›Oldies but Goldies‹, Damit war der Clubgedanke in doppelter Bedeutung beschrieben. Denn ›Goldies‹ bezog sich neben dem Aspekt der Wertschätzung auch auf den pekuniären. Einen Oldtimer für die Straße fit zu halten, konnte ins Geld gehen.

Im so genannten Eiernest, einer Wohnsiedlung aus den 1920er Jahren, bewohnte Götz eines der vielen

adretten, mit Geranien geschmückten Einfamilienhäuser. Die meisten Vorgärten waren von Gartenzwerge verschandelt. So jedenfalls sah es Götz. In seinem gab sie es nicht, weil er die Gnome als persönliche Verunglimpfung empfand. Deshalb trug er auch keinen Vollbart, sondern einen grau melierten Dreitage-Bart um das füllige Kinn. Die Haartracht nannten seine Oldtimer-Kollegen Cabriolet-Frisur, da von dem einst üppigen Haarschopf nur ein silbergrauer Kranz um den Hinterkopf übrig geblieben war.

Den Wagen stellte er am Straßenrand ab, ging ins Haus, duschte und zog partytaugliche Kleidung an: ein kontrastarm gemustertes Freizeithemd, dazu eine auf seine kurzen Beine maßgefertigte Jeans, da nicht einmal eine untersetzte Konfektionsgröße weder im Bund noch in der Beinlänge passte.

Früher standen auf jeder Party Schüsseln mit Nudel- und Kartoffelsalaten herum, die von den Gästen mitgebracht worden waren. Das war lange her und er wusste nicht, ob diese Usancen noch gepflegt wurden. Deshalb ging er hinsichtlich Nahrungszufuhr auf Nummer sicher und bereitete sich in der geräumigen Wohnküche eine Vesperplatte mit Wurst- und Käsescheiben zu. Ein Schälchen mit Radieschen aus dem kleinen Garten hinterm Haus und eine Flasche alkoholfreies Bier stellte er dazu. Nach dem reichlichen Imbiss räumte er das Geschirr und Besteck in die Spülmaschine. Die leere Bierflasche kam in den Kasten, der im Besenschrank stand.

Am Freitagabend, gegen sechs Uhr, zog er das graue Sakko über und prüfte gewohnheitsmäßig, ob in der linken Innentasche der Füllfederhalter steckte. Ohne das Schreibgerät ging er nicht aus dem Haus. Seit dem er es nicht mehr bei Verhören nutzte, hatte es die Rolle eines Amuletts angenommen. Der Griff zur Innentasche und das Ertasten der glatten, runden Füllerkappe gab ihm den letzten Impuls der Selbstsicherheit.

Er verließ das Haus, entfernte vom Fahrersitz den Karton, legte ihn gefaltet in den hinteren Fußraum und fuhr zum städtischen Künstlerhaus.

*

Wenige Tage zuvor hatte Götz Lobsam den jungen Künstler Nowak Vogler an einem der Biertische in der Selbstbedienungs-Gartenwirtschaft auf der Karlshöhe kennen gelernt. Er war mit seinem frisch gefüllten Bierkrug und der Bemerkung an den Tisch gekommen: »Schönes Plätzle hier oben. Darf ich?« »Bitte schön« meinte Nowak und Götz setzte sich.

Mit seiner Bemerkung, dass die »malerische Lage der Stadt im Talkessel« ein lohnendes Motiv für einen Aquarellisten sei, kam er mit Nowak ins Gespräch und vom Thema Kunst im Allgemeinen zu dessen Lehrtätigkeit an der hiesigen Kunstakademie. Da sich Götz an Nowaks Arbeit interessiert zeigte, lud der ihn kurzerhand zu seiner Geburtstagsparty ein.

Nowaks rehbrauner Mops Carlos lag indessen neben seinem Herrchen auf der Bierbank und hechelte über die sabbernde Zunge. Mit seinen Glubschaugen glotzte er Götz fortwährend an. Der war wegen der offensichtlichen Ähnlichkeit des Körperbaus kein Freund von Möpsen.

Im Gegensatz zu seinem Hund war Nowak offenbar spindeldürr unter der weiten Tunika. Die überschulterlangen, spiralig fallenden Haare und der dunkle Bart rahmten asketische Gesichtszüge ein. Dieses Live-Porträt Nowaks erinnerte Götz stark an Albrecht Dürers ›Selbstbildnis im Pelzrock‹, das er in der Alten Pinakothek in München gesehen hatte.

Ob das Absicht ist?, dachte Götz, bei aller Verehrung für Albrecht Dürer sollte sich ein Künstler der Gegenwart nicht so vordergründig an dem großen Meister orientieren. Das könnte als Anmaßung oder mangelnde eigene Originalität ausgelegt werden.

*

Als Zeichen des Willkommens stand der Eingang von Nowaks ebenerdig gelegenen Wohnatelier weit offen. Wo sich aber normalerweise eine Diele oder ein Foyer befindet, war hier ein finsterer Raum, dessen Dunkelheit umso intensiver wirkte, als Wände und Decke schwarz gestrichen waren. Aus einst berufsmäßig praktizierter Vorsicht zögerte Götz einen Moment, bevor er eintrat. Instinktiv ertastete er erneut die

Füllerkappe mit der Klemmspange in der Sakko-Innentasche.

Die einzige Lichtquelle in dem Raum war ein Deckenstrahler, der ein Gemälde an einer der schwarz gestrichenen Wände ausleuchte. Der vage Widerschein verlor sich im Raum, das Bild selbst aber schien zu glühen. Götz roch Druckfarben und Waschbenzin, was ihn an die Linoldrucke erinnerte, die er in seiner Schulzeit angefertigt hatte.

Eine Stimmung wie in einer Krypta mit illuminierten Heiligenreliquie.

Den Blick auf das Bild gerichtet, kollidierte sein Schienbein schmerzhaft mit dem verchromten Metallrahmen des wuchtigen, schwarzen Ledersofas, das mitten in dem leeren Raum stand. Durch einen schweren Vorhang setzte das Stakkato der Rap-Musik von Nowaks Geburtstagsparty ein.

Sakrale Kargheit hier, lärmende Partystimmung dort – gegensätzlicher geht's nicht.

Verunsichert von der Szenerie setzte er sich und massierte die schmerzende Stelle. Er betrachtete das Gemälde eine Weile vom Sofa aus, stand dann auf und trat näher heran. Götz war seit vielen Jahren Mitglied im Freundeskreis der Staatsgalerie. Seine Auffassung war, dass man einen Ausgleich braucht, wenn man sich als Polizist tagtäglich mit den Schattenseiten der menschlichen Gesellschaft befassen muss. Deshalb ging er gerne in eine der Sonderausstellungen und nahm an Besuchsreisen zur Kunstbiennale in Venedig

teil. Dennoch hielt er sich nicht für einen Kunstkenner. Das jedoch hätte ein Beobachter vermuten können wegen der Art, wie Götz das Gemälde in Augenschein nahm. Die auf dem Rücken verschränkten Hände ließen den Rumpf wuchtig hervortreten. Erst aus der Distanz, dann aus nächster Nähe betrachtete er das Bild. Er beugte sich ein wenig vor, richtete den Blick auf ein Detail und fügte es aus der Entfernung wieder ein, in dem er zwei oder drei Schritte zurücktrat. Ockergelbe und siena-rote Felder, extrem pastos aufgetragen, erinnerten ihn an eine zerfurchte, schrundige Landschaft. Dazwischen krass abgerissene, schwarzblaue Plateaus, durchzogen von finsternen, am Grund hell schimmernden Gräben mit wulstigen Ufern. Über allem lag wie toskanischer Morgendunst ein Pastellschleier, der die Farben in ihrer Gegensätzlichkeit vereinte. Nur der flache Farbklumpen in ungebrochenem Karminrot im rechten, unteren Eck wölbte sich aus dem Schleier hervor. Wiederholt kehrte Götz' Blick zu dieser roten Geschwulst zurück. Überrascht von dem Sog, den das Gemälde auf ihn ausübte, machte er mit dem Handy ein Foto. Der Faszination entzog er sich schließlich mit der sachlichen Feststellung, dass es sich um ein abstraktes Bild in Acrylfarben handelte, im Hochformat angelegt, schätzungsweise einsvierzig mal ein Meter und gefasst in einem schmalen Naturholzrahmen.

»Ein Werk voller Poesie und Leidenschaft«, raunte Nowak, der neben ihn getreten war. »Man kann auch

sagen, ein Werk voller Empathie und zugleich Aggressivität. Da spürt man fast körperlich die Zerrissenheit der Künstlerin. Trotzdem ist ihr Gestus äußerst diszipliniert, weil sie in jedem Moment der Arbeit absolut selbstsicher ist. Das ist kein chaotisches Gekleckse. Jeder Spachtelzug sitzt. Nach der Grundierung hat sie nur noch mit Malspachtel gearbeitet, um die pastose Textur zu erzielen.«

Nowak steigerte sich in eine Begeisterung hinein. Er sprach von der enormen Kraft und Ausstrahlung des Gemäldes. Solche Eindringlichkeit mochte Götz eigentlich nicht, weil er sich ein eigenes Urteil bilden wollte. Er gestand sich aber ein, dass Nowak die passenden Worte zu seinen diffusen Empfindungen fand. Deshalb unterbrach er ihn nicht in seiner Bild-Interpretation.

»Achte auf die Farbkomposition. Trotz der komplementär angelegten Farben wirkt das Motiv nicht banal bunt, sondern findet den Zusammenhalt in dem feinen Pastell. Jeder Farbton enthält Titan- oder Zinkweiß in geringen Anteilen. Dazu der Titel ›Fesseln der Freiheit‹ – zwei gegensätzliche Begriffe in Beziehung gesetzt, als gehörten sie unauflösbar zusammen. Hier«, er wies auf die untere Ecke des Gemäldes, »das karminrote Farbknäuel auf smaragdgrünem Untergrund, mit scharfer Klinge bis auf den Grund durchtrennt. Ich sehe da ein herausgerissenes, noch schlagendes und dann achtlos weggeworfenes Herz.«